

Güstrow, 15.10.2014

Konvent der Pastorinnen und Pastoren im Sprengel Mecklenburg und Pommern

Fulbert Steffensky

## Pastorale Existenz heute

Liebe Geschwister, ich komme von aussen, und ich wage nicht ihre kirchliche Situation zu deuten. Aber ich komme nicht vom Mond, ich lebe in der Schweiz. Sie mag ein ökonomisches Paradies sein, aber die religiöse Lage ist, ausser vielleicht in der katholischen Innerschweiz und im Tessin, ähnlich wenig paradiesisch wie bei Ihnen. In der Schweizer Nationalhymne heisst es zwar: „Betet, freie Schweizer, betetet!“ Und weiter: „Denn die fromme Seele ahnt Gott im hehren Vaterland.“ Aber die frommen Schweizer Seelen beten ebenso wenig wie die Mecklenburger Seelen, und in Basel sind die Kirchen leer wie die Kirchen in Stralsund. Auch in Zürich gibt es den selbstverständlichen und nicht mehr befragten Atheismus, allerdings nicht so offenkundig wie bei Ihnen. Ich spreche also aus meiner Situation und bedenke sie, aber ich vermute, es gilt ähnlich hier. Auch in der Schweiz müssen wir energisch die Idee der Volkskirche verabschieden, energisch, nicht nur widerwillig.

„Pastorale Existenz heute“ ist mir als Thema gegeben. Wir als Theologen und Theologinnen sind bekanntlich und von Berufswegen selbstlose Wesen. Wir denken gern über unsere Gemeinde nach und überlegen, was die Kirche und die Welt braucht. „Pastorale Existenz heute“ - das heisst, dass wir heute über uns selbst nachdenken. Wer sind wir in diesen Berufen? Wie sollen wir sein, was brauchen wir? Was fördert und hindert unsere Arbeit? Wer über sich selbst nachdenkt und sich nicht in sich selbst verknäulen will, braucht Humor, eine der wichtigsten und christlichsten Eigenschaften. Diesen Humor lerne ich aus einem Grundwort der christlichen Tradition, es heisst Gnade. Gnade ist das Heilmittel gegen die humorlose Grandiosität, die in unseren Berufen nicht fern liegt. Sie ist das Heilmittel gegen die gefährliche Zwillingschwester der Grandiosität, die Depression.

Grandiosität: Wir müssen die perfekten Arbeiter sein, die erfolgreichen Missionarinnen, die Glaubensfelsen unserer Gemeinden, die Leuchtf Feuer, an denen die Welt sich orientiert. An unserem Wesen soll die Welt genesen. Nicht einmal an unseren Kirchen soll die Welt genesen, so sehr wir etwas tun dürfen für das Heil dieser Welt. Wir müssen nicht alles sein, weder als Kirche noch als Pfarrer und Pfarrerinnen. Wir sind Fragment und dürfen es sein. Gnade heisst: Ich muss kein Urteil über mich sprechen, weder ein gutes noch ein verdammendes. Ich muss mich nicht rechtfertigen. Das alte theologische Wort „Rechtfertigung“ war mir immer sehr wichtig. Ich erinnere mich an Kafkas Schloss-Roman? „K“ ist an seinem 30. Geburtstag vom Gericht befohlen, alle wesentlichen Momente seines Lebens aufzuzählen und zu bewerten; sich also zu rechtfertigen. „Und je mehr er jetzt zu seiner Rechtfertigung tun will, desto ungerechtfertigter kommt er sich vor. Das führt zum Entzug der Lebenserlaubnis, das führt zu der von ihm selbst veranstalteten Selbst-Hinrichtung.“ (So Martin Walser über die Figur aus Kafkas Schloss) Wir haben kein Recht zu solchen Selbsthinrichtungen, und niemand fordert sie von uns, jedenfalls nicht der, der uns richtet. Wenn ich eins von diesem Christentum verstanden habe, dann ist es der Gedanke: Wir müssen uns nicht bezeugen! Sich selbst bezeugen, hiesse „im Fleisch“ leben. Wir müssen nicht Zeugen unserer selbst sein, auch nicht die Zeugen gegen uns selbst. Einer meiner Lieblingssätze aus dem Römerbrief (8, 16): „Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind.“ Mit diesem wunderbaren Satz kann man alle Versuche der Selbstrechtfertigung und Selbstverdammung austräuchern. Es ist eine der schwersten Aufgaben, an die Gnade zu Glauben und die Selbst-Hinrichtung zu unterlassen. Das vertreibt nicht

den Schmerz über das Stückwerk Leben. Aber es erlaubt eine Grund-Heiterkeit, die dem Schmerz seine bannende Kraft nimmt. Die verwundete Heiterkeit, die dieser Satz aus dem Römerbrief lehrt: Der Geist gibt Zeugnis, nicht wir selbst. Wir sind, die wir sind, mit unseren ernsthaften Versuchen und dem kleinen Gelingen, mit unseren Niederlagen und Narben. Wir sind angesehen vom Blick der Güte. Wir haben kein Recht, uns zu wehren gegen den großen Blick der Güte, der uns ganzer sieht, als wir sind. Wir müssen nicht alles sein. Aber wir dürfen einiges sein, und das genügt. Nur Gott ist alles, nicht wir und nicht unsere Kirchen. Welche Lebenserleichterung, wir müssen nicht alles sein! Ich weiß, dass der Gedanke der Gnade nur schwer ankommt gegen unsere eingefräßten Selbstauffassungen. Aber er kann sie relativieren, er kann uns heiter machen im Schmerz. Es kann ja sein, dass zu unserer Humanität gehört, sich selbst zu beweinen. Aber noch mehr und noch größer ist, sich selbst zu belächeln. Und Gott lächelt mit. Das also ist der Humor, den ich für unerlässlich halte: Wir gestehen mit Lächeln und unter Tränen unsere eigene Endlichkeit ein. Ein erster Satz zur pastoralen Existenz wäre also: Achte deine eigene Arbeit; sei stolz auf sie, aber achte auch die Endlichkeit deiner Kraft. Vergiss nicht, dass Du sterblich bist.

Es ist leicht zu sagen, was uns unsere Arbeit; was es der Kirche schwer macht in diesen säkularen Zeiten, wie es immer leichter ist, den Mangel und das Ungenügen zu beschreiben. Wenn man aber den Mut behalten will und wenn die Trauergeister nicht überhand nehmen sollen unter uns, muss man zuerst den eigenen Reichtum wahrnehmen. Ein Blick also zuerst auf den Reichtum unseres Erbes. Wo gibt es Gruppen, die seit 2000 Jahren die Bergpredigt in ihrem Gepäck haben? Wo spricht man davon, dass die Armen die ersten Adressaten der Aufmerksamkeit sein sollen? Wo erzählt man sich die Geschichten von der Vergebung? Wo erzählt man sich von einem Gott, der das menschliche Schicksal bis in den Tod geteilt hat? Ja, es gibt radikalere Gruppen als meine bürgerliche Kirchengemeinde. Aber ich lobe die Institution mit dem Elefantengedächtnis. Es muss nicht nur gute Menschen geben, sondern Institutionen, die lange Erinnerungen haben; die sie zwar oft genug verraten, aber doch nicht von ihnen loskommen. Die Kirche wird ihre Bergpredigt nicht los, sie wird ihren Jesus nicht los. Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel sagte einmal in einem Gespräch mit Dorothee Sölle: „Die Kirche wird diesen Christus nicht loskriegen. Das mag ich ihr gönnen. Ich finde das so toll, dass sie das nicht kann. Denn seit annähernd 2000 Jahren versucht sie es. Sie weiß, wenn sie ihn loskriegt, gibt es sie nicht mehr. Solange es sie gibt, ist aber der Begründer der Kirche eine ungemeine Belastung.“ Der Christus der Bergpredigt – eine glückliche Last der Kirche und der Christen. Zur pastoralen Existenz gehört der Stolz: Wir haben etwas zu sagen, an etwas zu erinnern und etwas einzuklagen, was in der Gesellschaft so oft vergessen wird.

War es in früheren Zeiten eigentlich besser mit dem Christentum? Es ist zu unserer eigenen Ermutigung wichtig zu wissen, dass die alten Kirchenzeiten aus denen wir kommen keineswegs so christlich waren, wie wir immer vermutet haben. Liegt ein Teil unserer Depression nicht in der falschen Annahme, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der der Geist Christi eine selbstverständliche Stätte in unserer Gesellschaft gehabt hätte, heute aber sei jener Geist verjagt und aufgegeben. Ja, religiös war diese alte Welt. Man sieht es an ihren großen Kirchen, die man gebaut hat. Man sieht es an der Ähnlichkeit kirchlicher und gesellschaftlicher Strukturen; an der Ähnlichkeit der Rechtsstrukturen; man sieht es an der gleichen Hochachtung, die kirchliche und gesellschaftliche Würdenträger fanden. Man sieht es daran, wie religiöse Ideale auf verdächtige Weise gesellschaftlichen Idealen entsprachen. Die Kirche dominierte viele Institutionen der Gesellschaft. Die Gesellschaft und der Staat machten sich die Kirche dienstbar. Ich denke an den Beitrag der Kirchen zur Kriegslüsternheit der Gesellschaft, zur Feindschaft gegen alles Fremde, zum Nationalismus und zum Judenhass. Vielleicht ertragen wir die Mühen des Weges, der vor uns liegt,

leichter, wenn wir wahrnehmen, dass die alten Häuser den Geist Christi viel weniger geborgen haben, als wir annehmen. Was hat die stählerne Pracht des Petersdoms in Rom und die berühmte Kaufmannskirche in Hamburg und das Grossmünster in Zürich (von Rostock und Stralsund will ich nicht reden) mit dem Geist Christi zu tun? Was hat das sogenannte christliche Abendland mit der merkwürdigen Mischung aus Geist und Verrat, aus Frömmigkeit und Machtgelüsten mit dem armen Mann Gottes aus Nazareth zu tun? Nein, jenes Abendland war weniger christlich, als wir ihm unterstellen. Darum ist es ein Glück und der Anfang einer neuen Freiheit, dass wir nie mehr Kirchen bauen können, wie wir sie gebaut haben; dass wir von den Mächtigen des Landes nie mehr hochgeachtet werden, wie wir geachtet wurden, und dass die Kirchen ihre alte Selbstverständlichkeit verloren haben. Die Kirche ist kleiner geworden, und die Kirche ist schöner geworden. Noch nie war ihre Aufmerksamkeit auf den Frieden und die gerechte Verteilung der Güter grösser als heute. Noch ist sie nicht frei genug von gesellschaftlichen Diktaten, aber sie war noch nie so frei, wie sie heute ist. Die Kirchen haben in der westlichen Gesellschaft viel an Boden verloren. Es wird Zeit, dass wir zu unserem Trost wahrnehmen, dass einige Verluste der Kirche Gewinne des Christentums sind. Es ist die Zeit, da wir neu lernen, dass Gott unsere Zuversicht und Stärke ist, und nicht wir selbst, wir auch nicht als Kirche.

Ich höre nicht auf, unsere Kirche zu loben. Sie ist ein wundervoller Verein, der grössere Interessen kennt als die eigenen; ein Verein, der nicht nur an sich selber leidet, sondern die Schmerzen der Fremden wahrnimmt. Wem die Phantasie für fremdes Leid abhandengekommen ist, der ist gezwungen, übermässigt an sich selber zu leiden. Und umgekehrt: Wer mehr kennt und für mehr besorgt ist als für sich selbst, den werden die eigenen Sorgen nicht mehr ersticken. Es ist das Merkmal einer erwachsenen Kirche, wenn sie sich von der narzisstischen Selbstbesorgung gelöst hat und ihrer Kraft hergibt für die Aufmerksamkeit auf die Opfer in unseren Gemeinden, auf den Frieden, auf die ökologische Bedrohung dieser Erde und der Lebensmöglichkeiten unserer Kinder und Enkel. Es ist schön, zu dieser Kirche zu gehören.

Wir sind als Kirche dem Geheimnis Gottes nahe, wo wir uns dem Geheimnis der Armen nähern. Oscar Romero, einer der Grundzeugen und Märtyrer unserer Zeit hat es so gesagt: „Wie du dich den Armen näherst, mit Liebe oder mit Geringschätzung, so näherst du dich Gott.“ Das Mysterium Gottes ist vom Mysterium der Armen nicht zu trennen. „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes.“, hat der in El Salvador ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria gesagt, er fährt fort: „So müssen wir uns als Kirche fragen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuwecken?“ Gott ist je kleiner: Er versteckt sich im Schicksal der Geschlagenen. Er wird bei uns sein bis zum Ende der Tage, wie es verheissen ist. Er ist bei uns als Trost und als Versprechen. Er ist bei uns in allen Gestalten des Elends. Wenn die Kirche das vergisst, dann man sie religiös sein, aber christlich ist sie nicht. Ein Merkmal der pastoralen Existenz unserer Kirchen: Sie weiss, wer an ihrem Ort leidet. Sie weiss, wer und was Leiden verursacht und sie ist Anwalt des Glücks der Menschen

Ich möchte im nächsten Teil nach unserem Glauben und unserem Unglauben fragen. Ich erwarte nicht, dass wir als Theologen und Theologinnen die Glaubenshelden unserer Gemeinden sind. Wir sind endliche Wesen, endlich auch in unserer Fähigkeit zu glauben. Ich frage zunächst nach dem Kontext unserer Glaubensversuche. Sie sind ja nicht unabhängig von den Zeiten, in denen wir leben. Und von den Menschen, mit denen wir leben.

Wir sind in unserer Welt atheismusfähig geworden. Das waren die Menschen in der Welt meiner Kindheit nicht. Sie waren alle religiös. Es zeigt sich zum Beispiel darin, dass alle Lehrer und Lehrerinnen zumindest in der Grundschule Religionsunterricht geben konnten. Religion hatte eine unbefragte Praxis, z.B. im erwarteten Gottesdienstbesuch. Religion verliert ihre Selbstverständlichkeit, wo es keine religiöse Praxis gibt. Unsere Religion war einmalig. Am Ort meiner Kindheit gab es eine einzige protestantische Familie. Neben uns lebten keine Buddhisten, Muslime oder gar Atheisten. Heute ist Religion eine von mehreren Optionen. Atheismus z.B. war als Option in der Welt meiner Kindheit nicht vorgegeben. Religion war öffentlich. Die Welten waren religiös. Die Menschen waren in traditionellen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: „Wenn der Herr das Haus nicht erbaut, bauen die Bauleute vergebens.“ Auf dem Feuerwehrhaus stand geschrieben: „Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr!“. Es gab Personen, deren religiöse Zugehörigkeit von weitem sichtbar war – der Pfarrer mit seinem Kolar und die Religionslehrerin im grauen farbenunfrohen Kleid. Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten sind verblasst, sie sind nicht mehr Mode. In einer Welt, in der alle religiös sind; in der es eine selbstverständliche religiöse Praxis gibt; in der man nur einen religiösen Entwurf kennt und der Religion öffentlich ist, ist es schwer, „gottlos“ zu sein. Es war eine naive Religion, weil „alle Überzeugungen in einem Kontext oder Rahmen des Selbstverständlichen bleiben“. (Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt 2009, S. 13) Man lebte unter dem Dach „abgeschlossener Weltstrukturen“ (Taylor), geknechtet von ihnen und getröstet von ihnen.

In unserer heutigen Situation kann der Glaube reiner und verantworteter werden, aber auch der grosse Zweifel ist möglich, auch für uns Pfarrer und Pfarrerinnen. Darüber möchte ich jetzt reden.

Neulich hat mir ein alter, frommer Priester einen Text gegeben, in dem er die Mühe mit seinem Glauben beschreibt.

„Jeden Morgen betet er sein Pensum, ein paar Psalmen, die Verse eines Liedes, das Vaterunser. Er selbst wagt es kaum noch beten zu nennen, was er da tut. Es ist nicht nur das Gefühl, nicht gehört zu werden. Es scheint niemand mehr da zu sein, der hören könnte. Beten aus der Leere des eigenen Herzens; Beten in die leere Welt, zu einem echolosen Himmel. Am Nachmittag kriecht er in eine Kirche; am liebsten in eine kleine. Er sitzt da ohne Erwartung. Ein Gefühl, Gast zu sein in einem Haus, dessen Hausherr verweist oder schon lange tot ist.“

Ich nenne zunächst einen Vorteil: Dieser fromme Mann ist fähig, seinen Zweifel zu erkennen und ihm Stimme zu geben. Vielleicht reinigt dies seinen Glauben. Vielleicht wäre er zum geschwisterlichen Gespräch mit dem Atheismus fähig. Er hat seine Zweifel und ist nicht verliebt in seine Zweifel. Vielleicht gibt es ja das Charisma der Gottesferne, das Menschen zu ertragen haben.

Aber Ich frage ihn: Ist das pure Warten nicht schon eine Erwartung? Ist das ungläubige Gebet nicht eine der vielen Formen des Glaubens? Ist nicht die gelähmte Zunge, die die alten vertrauten Worte stammelt, nicht klüger als das stumme Herz? Die Zunge leistet dem verstummten Herzen Widerstand. Wenigstens die Zunge kann sich nicht abfinden mit dem Verstummen. Das Herz wehrt sich nicht gegen die Zunge, das ist seine letzte Klugheit. Es gibt nicht alle Hoffnung auf, indem es die

Zunge lässt. Der Glaube erreicht das Herz nicht mehr, aber noch die Zungen. Gottseidank, es gelingen wenigstens die Lippengebete!

Es gibt ja einen Narzissmus, der sich verhakt in den eigenen Unglauben. Ist der Unglaube so viel wert, dass man ihm so viel Zeit und Aufmerksamkeit gönnt. Es gibt eine Demut, die sich nicht um die eigene Kümmerlichkeit kümmert. Es gibt wichtigere Dinge als meinen Unglauben. Wir sind sterbliche und endliche Wesen, auch in unserer Fähigkeit zu glauben. Wir sind auch in unserem Glauben nicht gefeit gegen Niederlagen.

Der alte Priester schrieb weiter, und hier höre ich besonders auf ihn:

„Ich fliehe oft in eine kleine Kirche, über Tag, wenn sie fast leer ist. Ganz leer ist sie nie. Da ist die dicke Frau mit dem dummen Gesicht; die Alte, die nicht aufhört, sich zu bekreuzigen; der Alte am Stock, den unter Ächzen eine Kniebeuge andeutet. Ich schlüpfe heimlich in ihre Gebete. Ich bete nicht mit eigenem Mund und aus eigenem Herzen, sondern mit dem Glauben der Dicken und des Krummen. Ich zahle mit gestohlener Münze.“

Diese Demut möchte ich von ihm lernen, den Glaubenden Geschwistern den Glauben von den Lippen zu lesen. Das ist der Vorteil, den wir haben, dass wir in die Glaubensgasthäuser unserer toten und lebenden Geschwister fliehen können. Mein eigener Glaube ist mir zu dürftig. Ich brauche den Glauben der anderen, um zu glauben. Ich erzähle eine Geschichte aus der klösterlichen Tradition. Ein junger Mönch war verstört in seinem Glauben und in der Praxis seines Gebetes. Er bat darum den Abt um Dispens vom Chorgebet. Dieser war weise. Er sagte nicht rigide: Geh hin; denn das Chorgebet gehört zu den monastischen Pflichten. Er gestand aber auch nicht liberalistisch dem Mönch die Befreiung vom Gebet zu. Er sagte zu ihm: „Geh hin und vergleiche deine Glaubenskargheit mit der Glaubensstimme deiner Brüder! Hör ihnen zu!“ So gewann der junge Mönch wieder Stimme, indem er die Stimme seiner Brüder hörte. Er verglich seine Kargheit mit der Kraft der anderen und er gewann Kraft. Wir sind endliche Wesen, auch in unserer Kunst zu glauben. Darum brauche ich die Fluchten in das Glaubensgasthaus meiner lebenden und toten Geschwister. Ich nenne eine solche kleine Flucht, die Flucht in das Gasthaus unserer Gottesdienste. Ich bin im Gottesdienst nicht allein. „Allein bist du kleine!“ – auch beim Beten, auch mit meinem Glauben und mit meiner Hoffnung. Ich nehme Teil am Glauben von anderen Menschen, und so kann ich leichter das Glaubensbekenntnis sprechen, das Vaterunser und die Psalmen. Ich bin nicht nur auf meinen eigenen windschiefen Glauben angewiesen. Wir teilen den Glauben, wie man Brot teilt in kargen Zeiten. Gemeinschaft der Heiligen! Der Satz zu unserer pastoralen Existenz: Ehre deinen Zweifel, aber verhätschle ihn nicht!

Wir vertreten als Theologen und Theologinnen nicht nur uns selbst und die Reichweite des eigenen Glaubens und Verstehens. Wir vertreten eine Sache, die älter ist als wir selbst und die größer ist als das eigene Herz. Es ist nicht leicht, anderen von diesem Glauben zu erzählen. Wir sind kleine Leute, die in zu großen Schuhen gehen. Wir haben ihren kleinen Glauben und gelegentlich auch ihre großen Zweifel und sollen von der Ganzheit des Lebens erzählen. Wir haben die nicht zu lösenden und nicht aufzugebenden Aufgabe, in die Unsagbarkeiten dieser Tradition einzuführen. Die Gefahr dieses Berufes ist, dass man gar nicht mehr merkt, dass man nicht glaubt oder dass der eigene Glaube karg ist. Das dauernde Reden der hehren Worte hat diese geläufig gemacht. Es könnte eine Redewelt entstehen, in der die Worte ihre Gültigkeit haben, weil sie dauernd gesprochen werden, weniger darin, dass sie geglaubt werden. Es besteht die Gefahr, dass man eher an die Worte glaubt als an Gott. Auch das ist ja eine Form des Unglaubens. Die Wirklichkeit hat es gelegentlich schwer, erkennbar zu werden unter dem Horizont der immer schon beredeten Welt und der verbrauchten

Geheimnisse. Vielleicht sollte man erst lehren und predigen, wenn man sich seines Unglaubens so sicher ist wie seines Glaubens. Eine gute theologische Sprache ist eine schwere Sprache, die uns nicht leicht von den Lippen geht. Eine Sprache stammelnd zu sprechen lässt Menschen aufhorchen.

Zu unserer pastoralen Existenz gehört es, unsere eigene Glaubenskargheit nicht zum Massstab dessen zu machen, was wir sagen und verkündigen. Wir haben die schwere Aufgabe, mit unserer schwachen Stimme das Geheimnis Gottes zu sagen. Die Gefahr ist, dass wir aus eigener Glaubensschwäche bei den Sagbarkeiten bleiben; bei den kleinen Wahrheiten, die jedermann eingängig sind. Was mich in den letzten Jahren zunehmend stört, ist der geringe Mut zur großen und ins Unsägliche ausgreifenden Sprache; die Bescheidenheit, in der wir uns darauf beschränken, das aus der Bibel herauszulesen, was man mit menschlicher Stimme sagen kann. Aber das ist zu wenig für den Hunger der Menschen. Ich wünsche, dass wir keine Fahnenflucht begehen in die kleinen Sagbarkeiten. Ich zitiere Holm Tetens, einen Philosophen aus Berlin, der nicht in der Kirche ist und der die Christen an ihre eigene Stimme erinnert und der ihre theologische Fahnenflucht beklagt.

„Ich habe Taufen und Konfirmationen erlebt, wo ich mir verwundert die Augen gerieben habe, ob ich in der richtigen Veranstaltung sitze. Es herrschte eine Umtriebigkeit und Geschäftigkeit wie in einer billigen Unterhaltungssendung, es war von allem möglichen Schönen bis Kitschigem die Rede, nur nicht vom Gott und Herrn der Christen. Bei vielen Worten zum Sonntag traue ich meinen Ohren nicht: Da werden billigste und banalste Lebensweisheiten, wie man sie auf dem boomenden Markt der Psychotherapie und in einschlägigen Esoterikkreisen jederzeit zu hören bekommt, zum Besten gegeben, nur von einem ist nicht die Rede, vom Gott und Herrn der Christen. ... Man will nur allen Menschen die frohe Botschaft bringen und opfert sie in Wahrheit der ‚Einschaltquote‘. Die ‚Einschaltquote‘, das wichtigste Gebot unserer Zeit für die Gefallsucht, einer der mächtigsten Götter unseres Medienzeitalters.“

Ein Satz von Dorothee Sölle: „Über Gott zu reden ist notwendig, weil es einen Grund der Welt, eine Quelle des Lebens oder eine Wahrheit gibt, die vor uns da war, über uns hinausgeht und uns das Leben als geliehenes Geschenk ansehen lässt.“ (Gegenwind, S. 65)

Es gibt das Problem, dass die Menschen an uns als Theologinnen und Theologen ablesen, was vom christlichen Glauben zu halten ist und wie wertvoll er ist. Ich höre oft junge Theologen sagen: Ich studiere Theologie weil meine Religionslehrerin so gut war oder mein Pfarrer so überzeugend. Früher hat man die Qualität des Glaubens nicht am Pfarrer abgelesen. Er konnte ein Esel sein, aber das hat den Glauben nicht in Frage gestellt. Heute treten viele aus und rechtfertigen dies mit der Lebensweise von uns Theologen. Wir sehen es besonders an den Missbrauchsfällen. Der Papst ist reaktionär, also verlassen wir die Kirche. Der Protestantismus ist übrigens in der unangenehmen Lage, dass er mitverantwortlich gemacht wird für die reaktionären Päpste, aber nicht belohnt wird, wenn einmal ein Franziskus kommt. Die Leute vergeben uns nicht gerne, dass wir Durchschnitt sind wie alle anderen auch. Vielleicht hat auch die protestantische Kirche im Lauf ihrer Geschichte einiges falsch gemacht, indem sie die Pfarrer so sehr auf den Kothurn erhob. Bei Jochen Klepper lese ich: „Das aber ist das Größte, das vom Pfarrhaus gesagt werden kann, dass Er – der auf Erden nicht hat, da er sein Haupt hinlege, und welchen doch Gott gesetzt hat zu seiner Rechten im Himmel, - Wohnung darin genommen hat und in ihm waltet und wirkt.“ Welcher Maßstab wird hier an Menschen gelegt, übrigens nicht nur an den Pfarrer, sondern auch an seine Frau und seine Kinder? Kleiner Mann, kleine Frau, kommt runter vom Kothurn, und ihr habt es leichter.

Ich habe nicht nur Probleme mit dem Verschweigen des Namens Gottes, sondern auch mit der Verharmlosung dieses Namens, wenn man will: einer gefährlichen Respektlosigkeit. Eine Erzählung des Respekts und der Furcht vor Gott im 3. Kapitel des Buches Exodus: Mose, der das Volk Israel aus ägyptischer Knechtschaft führen soll, hütet in der Steppe die Schafe seines Schwiegervaters Jitro. Er sieht den Dornbusch in Flammen, der aber nicht verbrennt. Er will hingehen und die wunderbare Erscheinung erforschen. Die Stimme Gottes warnt ihn: „Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Mose verhüllte sein Angesicht, „denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.“ Wer in die Nähe der Heiligkeit Gottes kommt, gerät in Todesgefahr.

Es gibt nicht nur das Verschweigen des Namens Gottes. Was ich fürchte ist eine Art Verhaustierung Gottes. Gott ist harmlos geworden. Es braucht niemand vor ihm zu zittern, die Schuhe auszuziehen und das Gesicht zu verhüllen. Er hat seinen Schrecken verloren. Unsere Lieder, Gebet, Theologien sind fast von einstimmiger Vertrautheit ihm gegenüber. Er ist der gute Vater, die nährenden Mutter, der mitreisende Bruder; er versteht uns, er liebt uns, er vergibt uns, er atmet uns, er ist die pure Zärtlichkeit. Dies alles ist ja gut und richtig. Aber diese religiöse Welt ist mir zu geglättet. Das Ganze ist mir zu süß und zu widerspruchsfrei geworden; zu harmonistisch und zu geheimnislos. Ja, es ist gut, dass wir die alten falschen Ängste vor Gott verloren haben. Aber er ist in dieser ganzen Positivität auch ein bisschen onkelhaft geworden, gezähmt und absehbar. Vor ihm braucht man keine Schuhe mehr auszuziehen. Man verbrennt sich an ihm keine Füße und keine Hände mehr.

Wo sind eigentlich die alten uns verstörenden Bilder und Geschichten geblieben, die über ihn erzählt wurde? Die Geschichten vom Gericht Gottes, von der Tragik der Schuld, von der verstörenden Unbegreiflichkeit Gottes, von der Nichtigkeit des Menschen? Ja, natürlich, wir reden von der Schuld des Menschen. Wir bekennen sie in jedem Gottesdienst. Aber wir bekennen sie sozusagen augenzwinkernd. Kaum haben wir die Wörter Schuld und Sünde genannt, so sind sie schon eingewickelt in die allseits verfügbare Vergebung. Als der Prophet Jona dem Volk von Ninive das Gericht Gottes ansagt, bekehrt es sich. Der König ruft die großen Bußtage aus und sagt: „Wer weiß? Vielleicht lässt Gott es sich gereuen und wendet sich ab von seinem grimmigen Zorn, dass wir nicht verderben.“ Dieses zögernde „Wer weiß?“ fehlt mir; die Langsamkeit, mit der der Gedanke und die Gewissheit wachsen, dass Gott größer ist als alle Vernichtungen, die wir uns und anderen antun. Trostlos finde ich, dass der Gedanke verblasst, dass Gott anders ist als wir selbst. Ich finde den Gedanken komisch, dass ich nur in mich selbst hinabsteigen muss, um Gott zu finden und zu fühlen; dass ich nur im Boden meiner eigenen Seele graben muss, um auf ihn zu stoßen; dass er nicht mehr ist als die Beziehungen, die wir zueinander haben. Könnte es sein, dass wir damit immer mehr Gott mit uns selbst identifizieren? Welcher Trost ist es, dass da eine Größe ist, die größer und unerforschlicher ist als meine eigene kleine Größe! Welcher Reichtum, dass das Herz der Welt reicher ist als wir alle zusammen! Wir haben lange unter der Annahme gelitten, dass Gottes Größe in seiner herrschaftlichen Überlegenheit besteht; eine Größe, die hauptsächlich dadurch entsteht, dass wir Menschen uns klein und erbärmlich machen. Es gibt eine andere Größe, die Größe der Liebe, die alles Begreifen übersteigt. Es gibt die Fremdheit der Liebe und der Güte, die sich jedem Verstehen entzieht und vor der man nur anbetend steht. Nein, ich möchte nicht zurück zu dem Gott, den ich in meiner Kindheit gelernt habe; zu dem Buchhaltergott, der so sehr mit wiegen, notieren und sortieren beschäftigt war. Wir haben in den letzten Jahrzehnten wohl etwas mehr von der Güte Gottes geschmeckt. Aber auch in dieser neuen Erkenntnis können wir uns nicht einrichten. Wir müssen weiter, vielleicht durch viele Gottesfinsternisse hindurch, bis wir in die Nähe jenes Geheimnisses kommen, das uns verbrennt und uns hütet.

Wir haben in unserer Frömmigkeitstradition etwas vergessen, nämlich dass unser Glaube schön ist. Wir waren so versessen darauf, dass er wahr ist; dass seine Sätze korrekt sein sollen. Man kann auf Dauer nur an etwas Glauben, dessen Charme man entdeckt hat; also was man schön gefunden hat. Etwas schön zu finden, ist wichtiger als etwas nur für wahr zu halten. Die Dame „Für-wahr-halten“ allein ist mir zu magersüchtig. In einem Gedicht aus Cuba heissen zwei Zeilen:

Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,  
Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

Wo aber lernen wir die Schönheit dieses Glaubens? Wo lernen wir die Texte lieben, in denen wir in unseren Predigten sprechen? Weitergeben und weitersagen kann man nur, was man schön gefunden hat. Missionieren heisst sagen, in was man verliebt ist. Das ist die Frage nach unserem geistlichen Leben. Liebenlernen ist ein langfristiger Vorgang. Wo werden wir auskunftsfähig über die Schönheit unseres Glaubens? Es ist die Frage nach unserem geistlichen Leben. Wie ernähren wir unsere Lust am Evangelium? Nehmen wir uns die Zeit in der Bibel zu lesen, nicht nur wenn wir über einen Text predigend müssen. Haben wir Zeit ein theologisches Buch ohne Verwendungsabsichten zu lesen? Haben wir Zeit, einen Text zu meditieren? Wo lernen wir lieben, was wir Lehren? Eine Pfarrerin ist eine Person, die zeigt, was sie liebt. Unsere Rede wird unweigerlich zum unerträglichen Geschwätz, wenn es nicht Sitte wird, uns regelmäßig in das Dokument unseres eigenen Ursprungs zu vertiefen.

Wir brauchen Lebenssitten, die uns vor der unfruchtbaren Mühe befreien, ständig „authentisch“ zu sein. Ich liebe das Wort „Sitten“, es hat nichts mit Moral zu tun. Es sind Verhaltensvorschläge und Lebensregeln, die von zermürbenden Entscheidungszwängen befreien. Wo es Sitten gibt, sind wir nicht nur auf die Kraft unseres eigenen Herzens angewiesen. Sitten sind geronnene Lebensweisheiten, die mich von meiner eigenen Zufälligkeit befreien. Sitten sind Selbstbegrenzungen, die unsere Freiheit fördern und nicht zerstören. Gibt es Gepflogenheiten in unserem Leben, mit denen wir uns Zeit lassen für die Bibel, für die Meditation, für die Lesungen. Ich weiss wie gejagt Sie in Ihren Berufen sind. Und ich weiss am eigenen Leib, dass es auch eine lustvolle Gejagdheit gibt, die Selbstrechtfertigung, durch die eigene Atemlosigkeit in unseren Berufen. Alles, was produktorientiert ist, scheint seine Rechtfertigung in sich selbst zu finden. Die Meditation rechtfertigt sich nicht durch ihre Ergebnisse. Wenn wir in unserem Beruf keine Zeit für die wundervollen Zwecklosigkeiten haben, keine Zeit für die Lesung, die Meditation, das Gebet, dann leben wir falsch.

Ich wende meine Überlegung auf den Fall des Betens und unseres geistlichen Lebens an und stelle mir vor, es hat sich jemand zur Sitte gemacht, jeden Morgen zu einer bestimmten Zeit einen Psalm zu beten. Niemand hat ihm die Sitte diktiert. Niemand sagt ihm, er würde sündigen, wenn er nicht betete. Dieser Mensch befreit sich mit seiner Sitte oder seiner Gewohnheit von dem Diktat seiner augenblicklichen Stimmung. Er fragt nicht, ob ihm gerade jetzt und in dieser Stunde, die er mit sich selbst ausgemacht und damit zur Sitte erhoben hat, so fromm zumute ist. Er betet, weil es Zeit ist, nicht weil er so in Stimmung ist. Er fragt nicht, ob sein Herz auch völlig parat ist für seinen Psalm. Man kann oft ja lange warten, bis das Herz parat ist. Er hat Humor mit seiner eigenen Halbheit. Die Sitte, die er nicht verachtet, macht ihn langfristig, und sie macht ihm das Leben leichter. Wir haben ein Recht auf solche Lebenserleichterungen, und unsere Ganzheit besteht aus vielen geglückten Halbheiten.

Wir sind oft überfordert durch intensive und exquisite Formen besonderer Frömmigkeit, die uns nahe gelegt werden durch das grosse und hilflose Wort Spiritualität oder durch besondere hehre

Formen der Frömmigkeit, die im Schwange sind. Alles was Dauer hat und Dauer haben soll, ist einfach, gewöhnlich und glanzlos. Man braucht sich nicht unter den Druck besonderer Intensivität und Erfahrungen drängen zu lassen. Am Morgen einen Bibelabschnitt zu lesen und ihm 5 Minuten Zeit zulassen; am Abend den Psalm und bei der Autofahrt ein Vaterunser und dies regelmässig zu tun, das ist nicht erhebend, aber es ist auf Dauer möglich. Alles, was man regelmässig tut, tut man mit halber Ganzheit. Vielleicht setzt sich unsere eigene innere Ganzheit aus gelungenen Halbheiten zusammen.

Das regelmässige Gebet ist wohl die Sitte, die wir am meisten brauchen. Das Gebet ist die einzige Stelle, an der wir die Widersprüche des Lebens; die Widersprüche auch unseres Glaubens zum Schweigen bringen können. Und wenn man nicht beten kann? Nun, dann betet man und man lernt, dass man beten kann. Gewiss, es gibt auch die unvermeidbaren Zeiten der Gottesfinsternis, in der man gerade am Gebet lernt, dass man nicht beten kann. Vielleicht macht uns das Leiden daran, dass wir nicht beten können, zu guten Lehrern und Lehrerinnen des Gebets. Nur wenn an seiner Gebetsunfähigkeit nicht mehr leidet, wird noch lehren können.

Zu unserer pastoralen Existenz gehört es, unsere geistliche Bildung nicht zu vernachlässigen.

Ich habe für die Deutlichkeit der Kirche, der Christen und von uns Pfarrern und Pfarrerinnen plädiert. Warum? Einmal darum, weil man auch Dauer nur glauben kann, wenn sich selbst deutlich und kenntlich ist. Man kann nicht in sich allein wissen, wer man ist; man kann sich nur selbst lesen und die eigene Bedeutung erkennen, wenn man in die Fremde der Öffentlichkeit geht. Dies gilt sowohl für das Individuum wie auch für die Gruppe. Wer in sich versinkt, bleibt auch vor sich selbst versunken. Darum suchen die Subjekte die Gruppen; darum suchen die Gruppen die Öffentlichkeit. Darum kann es auch keine religiöse Gruppe geben, die sich der Kühle und dem Trost der Öffentlichkeit entzieht. An Widerständen, die wir erfahren, wenn wir unsere Schätze öffentlich zeigen, lernt am meisten über sich selbst. Öffentlichkeit bedeutet Klärung und Stärkung der Gruppen, so auch der religiösen Gruppen. Von der jungen Christengemeinde wird erzählt, dass sie nach der Himmelfahrt vom Ort der Auffahrt zurückkehrten nach Jerusalem. "Sie stiegen in das Obergemach des Hauses, wo sie sich aufzuhalten pflegten", und alle waren stets beieinander einmütig im Gebet. Wären sie in der Wärme und Intimität ihres Obergemachs geblieben, wären sie nie Kirche geworden. Kirche werden sie, indem der Geist sie in die Öffentlichkeit treibt und indem sie verkünden, was sie glauben. Sie sagen an, was sie glauben. Sie gewinnen damit nicht nur Gläubige, sie gewinnen in der Ansage ihren eigenen Glauben.

Es kommt mir nicht hauptsächlich darauf an, dass die Kirche wächst, sondern dass sie deutlich ist. Wenn sie über der Deutlichkeit auch wächst, kann uns keiner die klammheimliche Freude darüber verbieten. Wir sollten uns nicht faszinieren lassen von der Idee des Wachsens und der Zahlen. Wachsen ist zunächst nur ein quantitativer Begriff. Kein Missionsprogramm darf uns den Atem, die Freude und die Gelassenheit nehmen. Wichtiger ist mir, dass die Kirche deutlich ist für eine Gesellschaft, die sich selbst unkenntlich ist und die den Namen Gottes vergessen hat. Die säkulare Gesellschaft braucht die Öffentlichkeit und die Deutlichkeit von Religion. Die Säkularisierung schreitet offensichtlich fort, zumindest in Europa. Zugleich ist überall eine Art „kapellenloser Glaube“ (Rilke) zu finden; d.h. eine Sehnsucht, die sich nicht mehr an deutliche Traditionen und Institutionen bindet; ein Glaube auf Zeit und in Undeutlichkeit. Wir finden diese heimatlose religiöse Sehnsucht vor allem nach großen Unglücksfällen, etwa 2001 nach dem großen Tsunami oder beim Ausbruch der Golfkriege. Die Kirchen waren in diesen Zeiten voll, so leer sie sonst sind. Denken Sie an das Attentat in der Gutenberg-Schule in Erfurt! Die Pfarrerin lud für den Tatabend zum Gottesdienst ein. Die

Kirche war voll. Die Innenstadtkirchen waren die ganze Woche offen für Stille, Gebet und Gespräch. Die Kirchen waren besucht. Am Samstag danach gab es einen grossen Gottesdienst auf den Domstufen. Der Domplatz war voller Menschen. Die Kirchen sind eine Art Kostüm- und Sprachverleihanstalt. Sie leihen Kleider, Masken, Sprachen, Lieder, Gesten aus an die, die keine eigenen haben und die doch gelegentlich spüren, dass sie sie brauchen. Wo die Kirchen die Klarheit der Botschaft wahren, da können Menschen Brosamen von diesem Brot mitnehmen in ihren durstigen, sehnsüchtigen und „kapellenlosen“ Alltag. Die säkulare Gesellschaft braucht die Öffentlichkeit der Kirchen. Sie braucht ihre Bauten, die sich abheben von anderen Bauten; sie braucht ihre unsäglichen Nachrichten, wo sie selbst keine „Meistererzählungen“ mehr hat. Sie braucht ihre Gesten in den dramatischsten Stunden des Lebens. Der zeitweilige Glaube drängt sich an den ihm fremden Ort. Menschen sind Gast im Glauben auf Zeit, und die Aufgabe der Kirche ist, den Fremden zur Verfügung zu stehen und Gastfreundschaft zu gewähren, den stummen Mündern Sprache zu leihen und dem kapellenlosen Glauben ein Haus. Auch der Glaube auf Zeit ist eine Form des Glaubens. Wer wollte ihn verachten in kargen Zeiten?

Wenn wir das Gespräch mit jenen zeitweilig Glaubenden oder Nicht-Glaubenden versuchen wollen, müssen wir etwas tun, was wir wenig gelernt haben, nämlich unser Erbe zu übersetzen. Übersetzen heisst eine Sache oder einen Menschen von einem Ufer zum anderen bringen. Wir haben eher gelernt, die alten Texte zu zitieren als sie zu übersetzen. Wir kommen mit unserem Denken aus sehr alten Zeiten, in denen man geglaubt, die Wiederholung des Erbes sei schon die Aneignung des Erbes. Das ist kein Vorwurf gegen jene Zeiten. So hat man eben gedacht, und vielleicht konnte man nicht anders denken. Wir aber „müssen die Distanz akzeptieren, die uns von toten Schriftstellern oder Sprechern erst recht von einem vergangenen Wort trennt.“ (M. De Certeau: Glaubensschwäche, S. 238). Den Glauben haben wir an keiner Stelle anders als immer schon interpretierten Glauben, auch in der Bibel nicht. Protestanten verstehen etwas vom Bilderverbot, vom Geheimnis und der Ungreifbarkeit Gottes. Ein Schimmer von ihm ist in den Überlieferungen unserer Väter und Mütter, in der Bibel zu begreifen, aber nicht zu greifen. Nirgends gibt es das Wort Gottes pur. Seine Interpretationen im Lauf der Geschichte sind uns fremd und sie sind uns nah. Nirgends aber sind wir vom Schmerz und der Freiheit entbunden, den Glauben vom fremden Ufer an unser eigenes zu bringen. So muss jede Zeit neu lernen, den Namen Gottes neu zu entziffern und zu entziffern, wer Christus ist. „Die Bewahrung der Tradition ist ein schöpferischer Akt.“ sagt der tschechische Theologe Thomas Halik. „Die Tradition ist immer eine Reinterpretation vom Vorherigen – während Traditionalisten an diesem Punkt untreu werden.“ (Herder Korrespondenz 67/2) Wer nicht interpretieren will, hört auf zu bewahren, oder wie der Aphoristiker Elazar Benyozet sagt: „Eine getreue Wiedergabe ist eine echte Fälschung.“ Religiöse Sprache ist, wo sie den Namen verdient, eine poetische Sprache, das heisst, dass sie nicht zu hören ist abgelöst von den Sprechenden, von ihren Tränen und von ihrem Jubel. Sie ist gerade keine Einheitssprache, die zu allen Zeiten zwischen Tokio und Lima gilt. Das heisst nicht, dass sie die willkürliche Expression der Gemütslagen von unverbundenen Individuen ist. Wir haben Texte und Traditionen, die unsere Auslegung richten, sie aber nicht beherrschen. In jede Auslegung gehen das Charisma und die Blindheit der Auslegenden ein. Erst wenn wir unser Erbe übersetzt haben an das Ufer unserer Gegenwart, können die Fremden ahnen, welche Schönheit und welche Lebensrettung es enthält.

Es ist nicht leicht damit umzugehen, dass Menschen nicht lieben, was wir lieben; dass sie andere Wege gehen als die, die wir gehen. Es ist nicht leicht, fremde Wege wertzuschätzen, sie also nicht zu tolerieren in einem liberalistischen Sinn, sondern sie zu schätzen. Wir müssen es tolerieren, also erdulden, also erleiden. In dem tolero, wovon Toleranz abgeleitet ist, steckt auch der Schmerz

darüber, nicht einzigartig zu sein; der Schmerz darüber ein endliches Wesen zu sein, auch als Kirche; der Schmerz darüber, dass andere uns nicht brauchen und das andere auf anderen Wegen glücklich werden, ethisch leben und ihr Heil finden. Gott ist unendlich, wir nicht, auch das Christentum nicht. Das zu respektieren ist Toleranz, ohne die es keine Humanität gibt. Toleranz heisst lassen und nicht im Stich lassen. Vielleicht werden die Wege der Fremden klarer an der Deutlichkeit unseres Weges. Vielleicht gewinnen sie Gesicht an der Klarheit unseres Gesichts. Auch das gehört zu unserer pastoralen Existenz, den Atheismus sein zu lassen und ihm mit dem Namen Gottes zu widerstehen. Wir säen mit unserer Klarheit, aber wir sind nicht die Herren des Wachsens.

Zu Zeiten der DDR war ich immer gern und beinahe mit Neid in den ostdeutschen Kirchen und Gemeinden. Ich fand sie eindeutiger, karger und ärmer, weniger verspielt und konzentrierter als die Kirche, die ich im Westen erlebte. Das Bekenntnis ihres Glaubens war ein Bekenntnis im Sinn des Wortes, d.h. es war nicht kostenlos. Wer in jener Kirche war, musste damit rechnen, die Folgen zu tragen. Man hatte Nachteile im Beruf, die Ausbildung der Kinder war gefährdet, das freie Wort war kaum möglich. Wir haben vermutet, dass jene Kirche jesuanischer war, weil sie mehr Feinde hatte und weil man mehr Mut und Selbstbewusstsein brauchte, in ihr zu leben. Eine *Nota Ecclesiae*, ein wesentliches Merkmal der Kirche Jesu Christi ist ja auch, nicht zu ersticken in der Übereinstimmung mit der Gesellschaft; um es paulinisch zu formulieren: Sie war nicht gleichgestellt dieser Welt. (Rm 12,2). Die eindeutigere Figur der ostdeutschen Kirchen kam allerdings nicht nur zustande durch ihre eigene innere Klarheit, sondern sie wurde auch produziert durch die Dummheit und Banalität ihrer Feinde. Ironisch könnte man sagen: Dem atheistischen Staat haben die ostdeutschen Kirchen viel an Kontur verdankt. Man lernt ja auch dadurch, wer man ist, wenn einem bestritten wird zu sein, wer man ist und sein soll.

Nach dem Sturz der DDR sind die Feinde der Religion weggefallen, aber die Freunde sind nicht, wie erhofft gekommen. Die DDR-Kirchen haben an Ansehen verloren, weil ihre Gegner verschwunden sind und ihr nur noch die Gleichgültigkeit der Gesellschaft geblieben ist. Sie sind sozusagen „wie unsereiner“ geworden, wie die westlichen Kirchen; nicht verachtet und nicht besonders geliebt; nicht mehr beföhdet und nicht besonders ernst genommen. So ist es. Wir können uns die Menschen nicht aussuchen, mit denen wir leben.

Ich wünsche Ihrer Kirche, dass Sie etwas von ihrem Erbe behält:

die alte Sperrigkeit,  
die alte Frömmigkeit,  
die alte Gewissheit,  
die alte Liebe zur Gerechtigkeit  
und die rotzfreche Freude an der Schönheit des Evangeliums.

Ich will schliessen mit einer kleinen Humoreske, die ich in der Verklärungsgeschichte des Matthäusevangeliums finde. Auf dem Berg wurde Jesus verklärt, „und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne“. Mose und Elia reden mit ihm. Neben Johannes und Jakobus ist Petrus Zeuge des geheimnisvollen und wunderbaren Vorganges. Petrus, der Trampel unter den Aposteln; der grosse Missverstehrer, der seinen Meistervor dem Leiden bewahren will; der schwört, seinen Meister nicht zu verraten und dann doch abhaut in der Gefahr; der ihn verrät und der Tränen hat über seinen Verrat. Petrus kommt mit dem hausbackenen Vorschlag: Hier bleiben wir, hier ist gut sein, hier wollen wir uns einrichten und drei Hütten bauen. Hier im Glanz der Erscheinung ist endlich alles offensichtlich. Hier geht es nicht mehr um düstere Leidensankündigung, Nachfolge und mühseligen

Glauben. Aber es kommt das Ende des Glanzes und der Erscheinung. Elia und Mose sind verschwunden, kein Licht blendet und erhellt mehr. Sie sind wieder im staubigen und glanzlosen Alltag. Sie müssen vom Berg hinunter in die Ebene, in der es keine Ekstasen gibt. Das ist der normale Ort des Glaubens. Das ist die Welt, in der wir unseren Glauben leben. Eine andere haben wir nicht.